

Rede bei der Entlassung der Abiturienten 1881.

Teure Amtsgenossen!

Geliebte Schüler!

Mit Recht begrüsst der Schüler den Tag als einen hohen Fest- und Freudentag, an dem er das Ziel der Schule erreicht hat, an dem er sich von der alten Mutter, die ihm mit ihrem besten Herzblute genährt hat, ablöst, um ein neues Leben zu beginnen. Bis jetzt hat er unter der strengen Zucht des Hauses und der Schule gelebt, die Art und der Inhalt seiner geistigen Thätigkeit war ihm von dieser vorgeschrieben, Arbeit und Erholung stundenweise zugemessen. So heilsam und segensvoll diese Beschränkung auch für ihn gewesen ist, so sehr sie dazu beigetragen hat, seine leiblichen und geistigen Kräfte zusammen zu halten, er hat sie doch, selbst wenn er begriff, dass dies nur die Ordnung sei, die er bei gereifterem Verstande sich selbst setzen würde, mehr und mehr als einen äusseren Zwang empfunden, und in um so höherem Grade, je mehr er der Zeit der Selbstständigkeit entgegenreifte. Jetzt tritt er aus der Vormundschaft des Hauses und der Schule in die offene freie Welt, zu wandeln auf dem Wege eigener Neigung und eigener Erkenntnis mit Unbeschränktheit seines Willens: jetzt steht er an der Schwelle des Wunderlandes der Freiheit.

Die Mehrzahl von Ihnen, meine lieben jungen Freunde, will ein akademisches Studium ergreifen, Sie stehen also an der Schwelle des Zauberlandes der akademischen Freiheit, und ich will Sie nicht tadeln, wenn das Bild derselben mit unwiderstehlichem Zauber Ihre jugendlichen Herzen lockt. Wird mir doch selber noch das Herz gross, wenn ich an diese schöne Zeit zurückdenke, umspielt mich doch jetzt noch die Erinnerung daran wie ein freundlicher Traum und erhellt mit ihrem Himmelsglanze meine älteren Tage, die Erinnerung an die Zeit, wo ich einer grossen, edlen Genossenschaft angehörte, in welcher das Gemeine in nebelweiter Ferne lag und unter frischem, fröhlichem Jugendspiel der Samen einer ernsten, sittlichen, idealen Lebensauffassung ausgestreut wurde. Noch leben, zerstreut über das Vaterland, manche meiner Genossen aus jener Zeit, und wenn wir uns wiedersehen, dann fliegt gleich der Geist zurück in das schöne Saalthal, und wir schwelgen zusammen in der Erinnerung an die köstliche Zeit.

Ja, es ist ein schönes Land, das Land der akademischen Freiheit, aber es ist auch ein gefährliches Land, in dem oft schon die schönsten Hoffnungen der Eltern und Lehrer

zu Grunde gegangen sind. Doch heute will ich nicht von den gewöhnlichen Gefahren sprechen, denen Sie entgegen gehen, von den Gefahren, die jeder andere, der aus dem Elternhause entlassen wird, in anderen Kreisen auch zu bestehen hat, sondern von den Gefahren, welche in der falschen Auffassung Ihrer Aufgabe liegen. Darüber möchte ich Ihnen zum Abschiede noch einige ernste, wohlgemeinte Worte mit auf den Weg geben.

Dies Volk, meine lieben, jungen Freunde, bezeichnet, wie Sie ja selbst schon wissen, alle diejenigen, die nicht zu ihnen gehören, mit dem wunderlichen Worte „Philister“. Woher dies Wort in dieser Bedeutung stammt, ob aus dem fünfzehnten, oder dem siebzehnten Jahrhundert, werden die Gelehrten wohl niemals mit Sicherheit ergründen, aber die Beziehung auf das alte Testament scheint doch ausser Zweifel. Dies Volk sieht sich offenbar an als das auserwählte Volk Gottes, und man weiss ja, dass seine Genossen oft geneigt sind, alle, die nicht zu ihm gehören, als heidnische Moabiter und Philister zu behandeln.

Es ist dies Volk, schon äusserlich angesehen, in der That ein auserwähltes Volk Gottes. Auch der Kaufmann und der Handwerker, wenn er in die Jahre gekommen ist, wo er seinen eigenen Weg geht, löst sich von Haus und Familie ab, doch nur, um gleich wieder, wenn auch in freierer Weise, in ähnliche Verhältnisse einzutreten, der Student dagegen tritt in eine vollständig freie Welt hinaus, und die einzige Genossenschaft, der er angehört, ist die seiner jungen, der gleichen Freiheit sich erfreuenden Freunde. Wohl muss sich mancher mit schwerer Mühe durchschlagen, um sein Ziel zu erreichen, aber die Mehrzahl ist der gewöhnlichen Nahrungssorgen enthoben, Eltern, Freunde und Stipendien machen ihnen das Leben leicht; sie können sich ganz ihrer idealen Aufgabe widmen, sie sind Bürger eines freien Geisterreiches, wie es in gleicher Weise nicht wieder auf der Erde gefunden wird.

Doch es fragt sich: gehören auch innerlich alle zu dem auserwählten Volke, die äusserlich dazu gehören?

Eine ziemlich zahlreiche Klasse bilden diejenigen, denen die deutsche Sprache die Bereicherung um die Wörter „Brotstudium“ und „Brotstudent“ verdankt. Diese haben von vornherein ihr bestimmtes Ziel im Auge: sie wollen aus ihrer Arbeit einen sicheren Nutzen ziehen, ein Amt gewinnen, einen Dienst, der sie dereinst nährt. Es sind unter ihnen gute, fleissige Leute, die auf der Schule gewissenhaft gearbeitet, ihr Abiturienten-Examen mit Ehren bestanden haben, auf der Universität kein Kolleg versäumen und im Staats-Examen sich als Männer ausweisen, die mit dem nötigen Wissen ausgestattet sind. Aber die Quelle ihres Thuns ist doch keine ganz lautere: es treibt sie materieller Lohn oder der Ehrgeiz, sie sind Tagelöhner oder Streber, und ich kann sie deshalb nicht für die rechten Genossen des auserwählten Volkes halten.

Welche aber, werden Sie fragen, halte ich dafür? Dr. Martin Luther zeigte schon in früher Jugend grosse Geistesgaben, deshalb sollte er nach dem Willen des Vaters studieren und zwar sollte er Jurist werden, um so mit Ehren durch die Welt zu kommen. Luther konnte ja diesen Weg einschlagen, er konnte es machen wie der gelehrte Erasmus, wie tausend andere, und so zu grossen irdischen Ehren kommen. Aber Luther

war kein Handwerksgelehrter, wohl hat er um Brot für sein Kloster gebettelt, aber nie des Brotes wegen studiert. Wie gern er sich bei Gesang und Saitenspiel ergötzte, noch an jenem Abend, wo er den nächtlichen Schritt that, der zum Licht gedeihen sollte, sein Leben war ein eifriges Studieren, Kämpfen und Ringen, um zur Wahrheit zu gelangen. Sie wissen ja, meine lieben Schüler, wie er die Wahrheit ihrer selbst wegen gesucht, wie er die lateinischen Klassiker, wie er Aristoteles, dann den heiligen Augustin, Tauler, vor allem die heilige Schrift studiert hat, wie er durch schwere innere Seelenkämpfe sich endlich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, dass der Mensch nur durch die unendliche Gnade Gottes selig werden könne. Durch solche, nur der Erforschung der Wahrheit sich hingebende Liebe war er auf den tiefsten Lebensgrund der menschlichen Natur gekommen. Dies Streben machte ihn zu einem Mann, einem festen, in sich, auf seiner Kraft, auf seiner innigsten Glaubensüberzeugung beruhenden Charakter. Denn den nennen wir einen Mann, der in den wichtigsten und heiligsten Fragen eine feste Überzeugung gewonnen hat, der mit voller Zuversicht sagen kann:

Wirf dein Leben in den Wind,
 Wenn dein Grundsatz nur gewinnt,
 Statt den Grundsatz aufzugeben,
 Gieb noch lieber auf dein Leben,
 Einst am Grabe sagt man dann,
 Und nur dann: „hier ruht ein Mann!“

Um sein Fortkommen in der Welt brauchte ein Mann, wie Luther, nicht zu sorgen, er brauchte nicht die Welt zu suchen, die Welt suchte ihn, es war selbstverständlich, dass er bei so harmonischer Durchbildung seines Wissens und seiner Gesinnung von Stelle zu Stelle rückte und auf jedem Posten sich tüchtig erwies.

Meine lieben Zöglinge!

Der Mann, den ich Ihnen soeben vorgeführt habe, ist einer aus dem auserwählten Volke Gottes, er möge Ihnen Muster und Vorbild sein! Nicht Rücksicht auf Gewinn, auf äussere Vorteile, auf angesehene Lebensstellung soll Sie in Ihrem Thun leiten, sondern allein der begeisternde Drang der Seele, zu arbeiten und zu ringen nach Erkenntnis der Wahrheit, in freier Thätigkeit, mit Hingabe Ihres ganzen Wesens, sich selbst vergessend, Ihre Sorgen und Wünsche diesem hohen Ziel zum Opfer bringend, sollen Sie streben, bis Ihnen der Wahrheit tief versteckter Born rauscht.

Wenn Sie dies in dem rechten Sinne thun, dann wird Ihnen auch das zweite von selbst zufallen.

Unendlich ist die Ausdehnung der Wissenschaft, Männer von Genie, universale Naturen sind selten, und selbst bedeutenden Geistern ist es kaum noch möglich, ihre eigene Wissenschaft, geschweige denn das ganze Gebiet der Wissenschaften überhaupt zu übersehen. Wir gewöhnlichen Menschen müssen uns deshalb mit einem kleinen Bruchtheile des Wissens begnügen, aber wenn wir diesen Bruchteil, den wir aus der unendlichen Fülle desselben in uns aufnehmen, auf einen Mittelpunkt beziehen, wenn wir alles, was

daraus in unseren Gesichtskreis kommt, in einen Brennpunkt sammeln können, dann schaffen wir in uns selber ein neues Ganze, dann können wir auch jetzt noch in der Vielseitigkeit unserer Zeit ganze und volle Männer werden. Endlich, haben Sie dies Ziel immer vor Augen gehabt, so brauchen Sie um die Zukunft nicht zu sorgen, Sie brauchen die Welt nicht zu suchen, die Welt sucht Sie, Sie können an Luther sehen, welches der irdische Lohn einer so gesegneten Geistesarbeit ist.

Für diese Arbeit, meine lieben Zöglinge, habe ich Sie zu werben gesucht, so lange ich Ihr Lehrer war. Sie sind herufen, dereinst auf der Kanzel, auf dem Katheder, auf dem Richterstuhl die Führer und Leiter unseres Volks, die Schirmer der geistigen Habe desselben zu sein, ihm voranzuleuchten durch Wissen und Gesinnung. Wenn Sie auf der Universität wahrhaft zu dem auserwählten Volke gehört haben, dann werden Sie auch in Zukunft im Leben demselben angehören, dann werden Sie dazu beitragen, unserem Volke seine idealen Güter zu erhalten und ihm die heilige Flamme christlicher und menschlicher Bildung zu bewahren.

Ich bin überzeugt, meine lieben Zöglinge, dass keiner unter Ihnen ist, der schon jetzt in seinen Gedanken zeitlichem Gewinne nachgehe, der schon jetzt bei der Wahl seines Berufes nur auf irdischen Vorteil gesehen habe, nein, ich zweifle nicht, dass Sie alle Ihren Beruf in höherem Sinne nehmen. Sie müssten ja keine christlichen und deutschen Jünglinge sein, Sie müssten Ihren Schiller nicht kennen, wenn Sie jetzt, an der Schwelle der neuen Welt, die Sie erwartet, nicht von idealen Anschauungen erfüllt wären. Aber die Jugendzeit verrauscht, und leider verfliegt dann auch bei manchem der Schaum der Ideale, man lächelt über sie wie über einen schönen Jugendtraum, das Leben mit seiner praktischen Thätigkeit zerstört sie wie Seifenblasen. Glauben Sie, diejenigen, die so denken, haben nie zu dem auserwählten Volke gehört, aus dem Gehäuse des Studenten ist der schon versteckt darin sitzende Philister hervorgekrochen.

Mehrere unter Ihnen wollen Theologen werden! Ich glaube es fest, Sie haben nicht deshalb dieses Studium ergriffen, weil Sie gehört haben, dass die anderen Fächer überfüllt sind. Sie hat die innere Neigung dazu bestimmt, die Begeisterung für die Sache ist es, die Ihre jungen Herzen bewegt hat. Sie leben in einer Zeit schwerer Versuchungen und Kämpfe, aber lebt in Ihnen der rechte Sinn, so werden Sie sich mutig durch diese hindurcharbeiten. Das Christentum hat schon viele Gefahren bestanden. Es gab eine Zeit des nüchternen Verstandes, wo es keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keinen Glauben und keine Begeisterung mehr geben sollte, es kam die Zeit, wo die grossen Denker den Staat und die Kirche beherrschten, wo ein Philosoph den Glauben in logische Kategorien verwandelte, diese haben mächtig auf die Bildung unseres Volkes eingewirkt, aber über allen diesen Wandelungen schwebt in unvergänglicher Herrlichkeit als „ewige unbegreifliche Thatsache“ bis auf den heutigen Tag das Christentum.

Die alten Theologen des vorigen Jahrhunderts waren vielfach auch tüchtige Philologen, Sie wissen, dass Lessings Vater ein ernster, frommer Theologe war, wie er selbst sagt: ohne Eifer und Verfolgungssucht, daneben verstand er Lateinisch, Griechisch und mehrere orientalische Sprachen. Es ist heute kaum möglich, dass eine Kraft dies alles

umfasst, die Sprachen sind den eigentlichen Philologen zugefallen. Sie, meine lieben Schüler, die Sie sich diesem Studium widmen wollen, denken Sie immer daran, wie Luther studiert hat. „Wir werden das Evangelium nicht haben ohne die Sprachen.“ Die Griechen und Römer gehören auch zu unseren geistigen Vorfahren, und Sie sind berufen, diesen Schatz echt menschlicher Bildung für unser Volk und insbesondere für unsere Jugend zu bewachen und zu pflegen. — Sie, dereinstige Juristen, bereiten Sie sich vor, dass Sie immerdar würdige Schirmer des Rechtes und der Unschuld sein können, und Sie, die Sie die Wissenschaft der Medicin gewählt haben, bedenken Sie ja, dass Sie dereinst auch halbe Seelsorger sein sollen, ein rechter Helfer in den Nöten des Leibes und der Seele.

Ich habe mich bis jetzt scheinbar nur an Sie gewandt, die Sie eine akademische Laufbahn einschlagen wollen, glauben Sie, der Sie sich dem Kriegerstande widmen wollen, nicht, dass ich Sie vergessen habe! Es hat eine Zeit gegeben, wo der Soldatenstand als ein notwendiges Übel angesehen wurde. Diese Zeit liegt weit hinter uns. Wir wissen jetzt, welche Stellung unser Wehrstand in unserem Staatsorganismus einnimmt. Der alte Blücher hat einst den Toast auf Scharnhorst ausgebracht, er habe gemacht, dass man in Preussen nicht wisse, wo das Militär aufhöre und das Civil anfinde. Das einfache Wort hat das Wesen getroffen. Sie treten in den Stand ein, der ebenso berufen ist, Hüter der geistigen Schätze unseres Volkes zu sein, wie wir anderen, welcher unsere Jugend in Kraft und Tapferkeit, in Gehorsam und Selbstüberwindung erzieht und der, wenn unser Kaiser sein Volk unter die Waffen ruft, das Vorrecht des ersten, tapfersten und treuesten Todes hat. Und fassen Sie Ihren erwählten Beruf so auf, so gehören auch Sie zum auserwählten Volke.

So ziehen Sie denn hin, geliebte Jünglinge, Gott möge Sie gnädig beschützen in den Gefahren, die Ihrer warten, er möge Sie zu uns zurückkehren lassen zur Freude Ihrer Eltern, zum Frommen des Vaterlandes, zur Ehre unserer Schule als ganze und volle Männer.

Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers. 1880.

Hochgeehrte Anwesende!
Geliebte Schüler!

Unser Lessing hat einst die ihm angebotene Stellung eines Professors der Beredsamkeit in Königsberg ausgeschlagen, weil er als solcher verpflichtet gewesen wäre, alljährlich am Geburtstage des Königs eine Lobrede auf diesen zu halten. Wir würden sehr irren, wollten wir diese Abweisung auf seine angebliche Vaterlandslosigkeit zurückführen.

Lessing war nicht bloss eine echt deutsche Natur, von deutschem Patriotismus erfüllt, er hatte auch, obwohl kein geborener Preusse, eine starke Empfindung und ein lebendiges Bewusstsein von dem Werte des preussisch-deutschen Wesens, wie es sich unter den Hohenzollern herausgebildet hatte, und er hat demselben in Minna von Barnhelm ein herrliches Denkmal gesetzt. Zur Abweisung jener Stellung bestimmte ihm sein Freimut und die Selbständigkeit seines Charakters. Gewiss war damals eine Rede zu Königs Geburtstag ein Blumengewinde von schönen Phrasen, und Lessing in seinem freien Sinn sträubte sich dagegen, ein inhaltsloser Lobredner zu werden. Wenn er heute lebte, wenn er sähe, wie der Gedanke einer deutschen Nation, deren Dasein er ja so schmerzlich vermisste, der Gedanke eines deutschen Gesamtstaates jetzt verwirklicht ist, es würde ihm gewiss kein Zwang sein, an dem Geburtstage des Fürsten eine Festrede zu halten, durch den jenes herrliche Werk zu stande gebracht ist, es würde ihm sicher eine Ehre und eine Freude sein, wie es uns Lehrern allen ja immer eine Ehre und eine Freude ist, wenn wir an dem Geburtstage unseres Kaisers zu unserer Jugend sprechen können.

„Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, wo aber eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“ sagt die heilige Urkunde unseres Glaubens. Der Staat ist kein Menschenwerk, nicht durch Vertrag begründet; wenn auch in seiner weiteren Entwicklung der Vertrag hinzukommt, so berührt er doch nicht den Ursprung des Staates, dieser ist von Natur vorhanden, er ist, wie der grösste Denker des Altertums sagt, eher da, als der einzelne Mensch. Das grosse Gesetz, welches das Universum beherrscht, welches die Erde zwingt, sich um die Sonne zu drehen, welches in der organischen Welt die Teile zu Gliedern eines Ganzen macht, welches die Glieder des menschlichen Leibes zwingt, den Befehlen zu gehorchen, die das Haupt ihnen zusendet, dasselbe Gesetz beherrscht auch die menschliche Gesellschaft. Die ersten Bande sind die, welche die Natur knüpft, die Bande des Bluts, darum ist die Familienverbindung die Urform aller menschlichen Gesellschaft. Der Vater ist das Oberhaupt, in ihm sind dem Keime nach alle späteren Funktionen des ausgebildeten Staates vorhanden. Die Familie erweitert sich zum Stamm unter dem Stammesoberhaupt, aus diesem entsteht unter Einwirkung verschiedener geschichtlicher Kräfte das Volk und der Staat, auch hier ist der Einheitspunkt das Oberhaupt, dem sich die Teile als Glieder anreihen. Die Form des Staates kann eine sehr verschiedene sein, aber jede Obrigkeit, die diesen Einheitspunkt vertritt, ist von Gott verordnet; auch da, wo diese Stellung durch Wahl auf eine oder mehrere übertragen wird, herrscht die göttliche Ordnung.

Es ist die Republik eine Staatsform, in der sich ein reiches und schönes Leben entwickeln kann. Griechenland und Rom! Welche Erinnerungen, welche Empfindungen knüpfen sich an diese Namen! Dort in jenem göttergesegneten Lande wurde zuerst der Unterschied zwischen griechischer und orientalischer Lebensanschauung erkannt, dort wurde ein Tellus als der Glücklichste gepriesen, weil er ein rechtes und wahres Menschen-glück genossen und dann für das Vaterland den schönsten Tod gestorben war; denn dort wurde zuerst das Wort der bürgerlichen Freiheit begriffen und wurde von Tausenden mit

dem Tode besiegelt! Mit diesem Geiste schien es in Widerspruch zu stehen, wenn die oberste Stelle dauernd und erblich besetzt wurde, der Würdigste sollte immer der Erste sein und oft genug ist in Griechenland, noch länger in Rom die erste Stelle an die Besten und Würdigsten gekommen. Aber oft genug ist auch im wilden Parteihader darum gekämpft und als in Rom der Sinn für das Ganze, der echte Römersinn, für die ewige Stadt allein zu leben und zu sterben, erloschen war, da wurde diese Stelle oft genug durch feinere oder gröbere Bestechung gewonnen, in blutigen Bürgerkriegen haben die Parteihäupter um sie gerungen und auf den Trümmern der Republik, die es nicht verstand, libertas und principatus zu vereinigen, ist endlich die Monarchie errichtet worden.

Dieser Mangel führt uns zu der Verfassungsform hinüber, wo der Erste nicht erst gesucht zu werden braucht, zu der Monarchie. Mit ihr beginnt die griechische Geschichte, mit ihr schliesst sie, ebenso verläuft die Geschichte der römischen Republik in die Monarchie, wie sie von ihr ausgegangen ist. Sie ist die älteste Staatsform, hervorgegangen aus der Urform der menschlichen Gesellschaft, aus der Familie, der väterlichen Gewalt, sie ist jetzt in den grossen Staaten Europas bei den grossen Gegensätzen des Vermögens und der Bildung, bei den verwickelten Verhältnissen der Gesellschaft die einzig vernünftige, ja mögliche Form. Der Versuch, in Spanien die Republik einzuführen, hat zum Königtum zurückgeführt. Wenn diese Verfassungsform schon 14 Jahre in einem grossen Nachbarlande besteht, so wird sich keiner, der die Geschichte dieses Landes kennt, dadurch täuschen lassen, der Boden desselben ist ebenso wie bei uns von monarchischen Ordnungen durchzogen, die Republik beruht dort nicht auf ihrer eigenen inneren Notwendigkeit, und ein grosser politischer Sturm kann sie wie ein Kartenhaus unwerfen.

Das Königtum in den meisten der europäischen Staaten ist nun zwar in seinen Grundzügen übereinstimmend, es vereinigt mit einander libertas und principatus, strenge Zucht des Rechts und der Regierung mit der freien Bewegung des Einzelnen, es eröffnet jedem, wie in den Republiken, die höchste Laufbahn, aber „über den wogenden und gährenden Geistern steht in ruhiger Majestät als fester Pol das Königtum“; doch finden sich bei allen Aehnlichkeiten auch grosse Verschiedenheiten, nicht bei allen Staaten tritt der Begriff des Königtums mit gleicher Klarheit hervor.

Sie wissen, meine lieben Schüler, was wir unter Ideal verstehen, wir haben uns ja manche Stunde darüber unterhalten. Wir verstehen unter Ideal ein Einzelwesen, welches seinen Begriff in allen Merkmalen zu voller Darstellung bringt. Wir haben die Auffassung abgewiesen, welche zwischen Ideal und Wirklichkeit eine unausfüllbare Kluft annimmt. Zunächst ist diese Kluft nicht in der Kunst. Hätte wohl Homer Ideale des Griechentums aufstellen können, wären nicht manche Helden der Wirklichkeit diesen ähnlich gewesen? Hätten wohl die ursprünglichen Dichter des Nibelungenliedes vermocht, so markige, vom Geist der Treue erfüllte Helden schaffen zu können, wenn sie solche nicht in ähnlicher Gestalt auf der Erde leibhaftig vor sich gesehen hätten? Doch wir gehen noch weiter. Was hindert uns, den Perikles als ein Ideal des griechischen, Scipio des römischen, Luther des deutschen Volkes anzusehen? Es wäre ja vermessen, zu sagen, dass ein sterblicher Mensch das volle Ideal in sich verwirkliche. Bei der menschlichen

Schwäche schwankt der Mensch immer zwischen seinem Urbilde und seinem Zerrbilde, und den besten menschlichen Einrichtungen haftet die menschliche Schwäche an, wohl aber können wir sagen, dass ein Mensch mehr als der andere, eine Einrichtung mehr als die andere das Ideal in sich darstellt, und in diesem Sinne behaupte ich, dass das Hohenzollernsche Königtum dem Ideale des wahren Königtums näher gekommen ist als irgend ein anderes.

Kein Fürstengeschlecht hat die Ideale des Königtums, die Pflichten dieses Amtes so hochsinnig aufgefasst, wie die Zollern. Sie haben nie an sich gedacht, sie haben ihre Grösse nur in der Grösse des Staats gesucht, für ihr Volk haben sie gewacht, gearbeitet und gedarbt, dies Pflichtgefühl wurde ihnen als Ehrenschild in der Wiege umgehängt und sie haben es unbefleckt durch ihr Leben hin getragen. In dem Wahlspruch „pro deo et populo“, in dem Satze, den der Kurfürst seinem lateinisch lernenden Knaben diktierte: „ich will in meinem fürstlichen Regiment stets eingedenk bleiben, dass es nicht meine, sondern des Volkes Sache ist, die ich führe“, hat er sein fürstliches Bekenntnis ausgesprochen, und das mächtige Gedeihen seines Staates hat gezeigt, wie er diese Grundsätze durchgeführt hat. — Wir lächeln wohl über die seltsamen Eigenheiten Friedrich Wilhelms I., aber wie gewinnt er, wenn wir ihn mit den meisten der zeitgenössischen Fürsten vergleichen! Er kannte nichts als die Vollziehung seiner Pflicht, als die Sorge für sein Land, nicht bloss für seine Regimenter, sondern für das Wohl aller Stände, er kontrolliert die Behörden aufs schärfste, ob sie auch ausgeführt haben, was ihnen zum Wohl des gemeinen Mannes anbefohlen ist. „Das Land, sagte der Kronprinz 1739 von Ostpreussen, ist wieder angebaut und bevölkert, wir haben mehr Städte als jemals zuvor, der Handel kommt in Blüte, der König hat weder Kosten noch Mühe gespart: hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Glück.“ Dies Urteil gilt von allen Prinzen seines Staats. — Wie herrlich hat Friedrich der Grosse den Fürstenberuf aufgefasst! Ihm war das Königtum ein Amt zum gemeinen Nutzen aller Angehörigen. Er hatte mehr Recht zu sagen, als jener Ludwig XIV. „l'état c'est moi“, er erklärte sich nur für den ersten Diener des Staats und seine Befehle und Instruktionen aus dem siebenjährigen Kriege vor Zorndorf und nach Kunersdorf zeigen, dass dieser gewaltige Fürst auch in den traurigsten Augenblicken nie an sich, sondern nur an sein Volk gedacht hat. „Als Feldherr, als Staatsmann und Schriftsteller hatte er das Höchste erreicht, kein Ruhm hatte ihn befriedigt, nichtig erschien ihm alle Erdengrösse, aber eins blieb ihm für das Leben: sein Pflichtgefühl, dies Ideal wurde bei ihm nur veredelt und verklärt, selbstlos lebte er bis zum letzten Augenblicke nur zum Wohle des Volkes.“ Und so ist es in seinem Geschlechte fortgegangen bis auf unsere Tage.

Einer der grössten Denker des Altertums hat gesagt, es giebt keine absolut vollkommene Verfassung, die beste wäre die, welche der Natur des Staates, seiner Lage und seinen socialen Verhältnissen am angemessensten wäre. Vom Königtum geht die Gründung unseres Staates aus. Der preussische Staat in seinem Wachsen und Gedeihen ist sein Werk, und mehr als einmal ist es der Retter desselben aus den grössten Gefahren gewesen. Der preussische und deutsche Staat, so fest er auch im Innern gefügt sein mag,

liegt nach wie vor eingeschlossen von zwei mächtigen, uns feindlich gesinnten Nationen. Nur die Furcht hält die Feinde in Schranken. Darum muss unser Kaiser auch im Frieden dastehen wie ein Feldherr mit gezücktem Schwerte, die königliche Gewalt muss bei uns fester und geschlossener sein als anderswo. England auf seiner vom Meer geschützten Insel mag eine parlamentarische Regierung ertragen können, wer aber bei uns den König zum Punkt über dem i machen will, zu einem Figuranten, dem wechselnde, oft so zufällig zusammengekommene Majoritäten die Minister und Regierungsweise vorschreiben, der zerstört einen der Grundpfeiler unseres Staates. Freiheit haben wir genug, wir können uns mit Selbstgefühl darin mit den freiesten Nationen messen, und wir danken es unserem Kaiser, dass er das Hohenzollernsche Königtum in unerreichbarer Majestät hoch über den Hader der Parteien hält.

Es ist wunderbar — das, wonach viele Völker vergebens gerungen haben, was den Römern weder bei ihrem Königtum noch bei dem Kaiserreiche gelungen ist — unsere Aeltern haben es aus ihren Wäldern in ihre Geschichte mitgebracht: das erbliche, angestammte, auf gegenseitige Treue beruhende Königtum. Tacitus hat es bezeugt, gewaltiger bezeugt es das Nibelungenlied, Könige und Mannen sind einander auf Leben und Tod ergeben, jede andere Pflicht muss dieser höchsten Pflicht weichen; es bezeugt dies die deutsche, vornehmlich die preussische Geschichte: die Treue, so viel im Einzelnen dagegen gesündigt sein mag, ist der lebendige Pulsschlag unserer Geschichte. Wir wären ja keine Deutschen und Preussen, wenn wir diesen Grundzug unserer Natur verleugnen wollten, wie wir keine Christen wären, wollten wir nicht um des Gewissens willen der Obrigkeit gehorchen.

Wie glücklich aber ist unser Volk, dass bei ihm Pflicht und Neigung zusammenfallen, dass es mit der Treue seinen Fürsten nun den Dank erweist, den es ihnen für ihre treue Sorge schuldet. Und dass unser Volk dies immer empfunden hat und empfindet, dafür zeugt unsere Geschichte in ihren erregtesten Momenten.

Im Jahre 1761 schien Friedrichs Untergang gewiss, nur die Marken und kleinere Teile von Pommern, Schlesien und Sachsen gehörten ihm noch, sein alter Bundesgenosse England war ihm untreu geworden, Maria Theresia hatte schon einen Teil ihrer Truppen entlassen. Da blieb dem Könige ausser Gott nur ein Bundesgenosse: sein treues, angestammtes Volk, und die freudige Bereitwilligkeit desselben, Gut und Blut für den König herzugeben, mit ihm zu siegen oder ruhmvoll unterzugehen, waren sein einziger Trost in seiner trostlosen Lage.

Wir erinnern uns noch mit Unwillen, wie das französische Volk seinen Kaiser Napoleon III., dem es doch anfänglich zugejauchzt hatte, als er seinen ungerechten Krieg gegen uns begann, des Thrones entsetzte, weil das Kriegsglück sich gegen ihn erklärt hatte. Vergleichen wir damit die Jahre der Schmach aus unserer Geschichte! Der preussische Staat war zertrümmert, er schien nur noch von Napoleons Gnade zu bestehen, ein Befehl von ihm, und er war vernichtet. Aber weit entfernt, dass durch diesen unglücklichen Krieg das Volk seinem Könige entfremdet worden wäre, wurde es jetzt erst recht inne, dass es zum Könige gehöre, wie der König zu ihm. Und als die Stunde der

Befreiung schlug, als der König sein Volk zu den Waffen rief, da folgte es dem Rufe in alter Liebe und Treue, und setzte das Leben mit seinen Gütern ein für König und Vaterland.

Wie könnte ich endlich nach dieser Seite hin des Jahres 1870 vergessen? Bewundernswürdig war der deutsche Heeresorganismus, bewundernswürdig die geniale Leitung, die exakte Ausführung, der Todesmut der deutschen Krieger — aber rührend und erhebend der Einklang zwischen König und Volk, beide kämpften für eine Sache, beide kämpften, wie ihre Väter von 1813, für die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes, für die Aussicht auf eine bessere Zukunft. Es war ein Augenblick der höchsten Weihe, ein Augenblick, wo der Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit vollständig schwindet, als unser kaiserlicher Herr, tief gerührt und erschüttert durch die Treuebezeugungen nicht nur seines, sondern des ganzen deutschen Volkes Treue um Treue versprach und unverbrüchlich halten zu wollen gelobte, in der sicheren Zuversicht, dass aus so edlem Grunde eine gottgesegnete Saat deutscher Einheit und Freiheit hervorspriessen werde.

Ja, Treue um Treue! Das ist der Herzschlag der deutschen, der preussischen Geschichte, die Franzosen nannten ihren Kaiser l'empereur, wir nennen ihn unseren Kaiser, denn er gehört uns, wie wir ihm gehören, und auch die hässlichen Erscheinungen der letzten Jahre sollen uns nicht in diesem Glauben irre machen.

Geliebte Zöglinge!

Wir feiern heute den grössten politischen Festtag unseres Volkes, und lebhafter als sonst steht heute das ehrwürdige Bild des greisen Heldenkaisers vor unseren Augen. Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen von seinen Thaten, sie sind Ihnen bekannt, so weit die Winde wehen und die Wogen rauschen, ist der Ruhm des grossen Germanenkaisers gedrungen. Jeder aus seinem Volke weiss, dass er den Ehrenschnuck, den er als Angebinde von seinen Vorfahren erhalten hat, das Hohenzollernsche Pflichtgefühl, unbefleckt getragen hat und unbefleckt seinen Nachkommen überliefern wird, dass heisse Tage, durchwachte Nächte seine Freude gewesen, dass er in selbstloser Hingebung unbeirrt durch die schwersten Kränkungen unablässig gesorgt hat und sorgt bis auf den heutigen Tag nicht für sich, sondern für sein Volk. Darum hat ihm Gott die Gnade gegeben, das von den Ahnen begonnene Werk so herrlich hinauszuführen und dem deutschen Volke ein gutes und starkes Haus zu bauen, in welchem alle Stämme desselben einträchtig zusammen leben können.

Wir freuen uns eines solchen Kaisers, wir erfrischen unsere Seele an ihm, wir geloben ihm von neuem die Treue, die wir ihm und seinem ganzen Geschlechte schulden, und mögen uns andere, die uns nicht verstehen, der Idolatrie zeihen, wir schauen in Ehrfurcht zu ihm auf als zu einem Ideale eines echt christlichen, menschlichen und deutschen Herrschers. Gott segne ihn! Gott erhalte ihn noch lange seinem Volke!